UNSERE WELT
GRUPPE 3

AUS DER GESCHICHTE
DER ARBEIT UND TECHNIK

ARBEIT UND TECHNIK

HUBERTUS SEIDEL

VON TONSCHERBEN UND STEINBEILEN

EIN STREIFZUG DURCH DIE FRÜHGESCHICHTE

DER KINDERBUCHVERLAG
BERLIN

13710 ●●

HUBERTUS SEIDEL

VON TONSCHERBEN UND STEINBEILEN

EIN STREIFZUG DURCH DIE FRÜHGESCHICHTE

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Umschlagbild und Illustrationen von Helmut Kloss
Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1952 by Der Kinderbuchverlag Berlin
Lizenz-Nr. 304—376/91/51
Satz und Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Verlag und Druckerei, Dresden N 23, Riesaer Str. 32. 7049

Preis: 0,60 DM
B e s t e l l - N u m m e r 13 710. 1.—20. Tausend 1952. Für Leser von 10 Jahren an

Hört schön zu!

Heute will euch Onkel Heinrich einige Geschichten erzählen, aus denen ihr manches Neue erfahren könnt.
Sicher aber wollt ihr erst wissen, wer Onkel Heinrich überhaupt ist. Seid einmal schön still, dann will ich es euch sagen.
„Onkel Heinrich", wie er überall bei uns im Dorfe genannt wurde, ist jetzt schon lange tot. Vor einiger Zeit besuchten wir sein Grab auf dem kleinen Friedhof am Bergeshang.
Vieles schon hatte ich von ihm gehört seit den Tagen, da ich in dieses stille Dörflein kam. Niemand wußte aber zu sagen, wo er eigentlich herkam. Er sprach zwar ab und zu den heimatlichen Dialekt, aber meist ein Hochdeutsch, das weder am Ostseestrand noch im Erzgebirge sonderlich aufgefallen wäre. Verwandte hatte er anscheinend nicht. Nur hin und wieder kamen Postsachen mit seltsamen Schriftzeichen und großen bunten Briefmarken aus einem fremden Lande. Jeden Montag am frühen Morgen trug er einen Brief mit schwungvoller Anschrift zum kleinen Postamt, das ihn wieder weit über die Grenzen unserer Heimat beförderte.
Mit ein paar Habseligkeiten und einer großen Kiste, die ihm der Milchwagen am nächsten Tag von der Bahnstation mitbrachte, war er nach dem ersten Weltkrieg in unser Dorf gekommen. Er bezog eine kleine Wohnung im oberen Stockwerk beim Bäcker Mathes. Ein eigener Aufgang mit einer steilen Treppe führte von der Straße aus zu seiner Wohnung empor, so daß er selten mit seinen Wirtsleuten in Berührung kam. Die zwei kleinen Stübchen mit den niedrigen Fenstern hatten sich im Laufe der Zeit mit allerhand Möbelstücken gefüllt, unter denen der Bücherschrank mit seinen grünen Butzenscheiben und der alte Sekretär mit seinen zahlreichen Schubfächern besonders auffielen.
Von seinen täglichen Spaziergängen konnten ihn weder Kälte noch Schnee oder Regen abschrecken. Die wenigen Tage, an denen ihn allzu schlechtes Wetter in seiner Behausung zurückhielt, könnte man zählen. Erst spät in der Nacht erlosch das Licht hinter den Gardinen. Oft war der Nachtwächter schon ein paarmal die Runde gegangen; die Uhr zeigte bereits weit nach Mitternacht.
Mit den Dorfbewohnern kam Onkel Heinrich selten ins Gespräch. Sogar die alte Lisbeth, die doch sonst immer die neuesten Nachrichten und größten

Geheimnisse des ganzen Dorfes wußte, konnte nichts Besonderes aus ihm herauspressen.
Man wußte nur, daß er durch den schrecklichen Krieg von 1914 bis 1918 seine Frau und seine beiden Kinder verloren hatte. Ihre Bilder hingen über dem grünen Sofa hinter dem Tisch.
Mehr als fünfzehn Jahre lebte er in dem mecklenburgischen Dörflein unter den Arbeitern und Bauern. Viele meinten, er müsse früher einmal Lehrer gewesen sein. Unter Kindern zeigte er auch ein ganz anderes Wesen, als er den Erwachsenen gegenüber zur Schau trug. Die Kinder hingen an ihm wie an einem guten alten Freunde, und überall nannte man ihn nur „Onkel Heinrich". Er hat auch nie etwas gegen diesen Namen einzuwenden gehabt, und die meisten Leute erfuhren seinen Familiennamen nicht eher, als bis sie ihn auf seinem Grabstein lasen, für den das Geld aus dem fernen China kam.
So still, wie er gelebt hatte, war er auch gestorben. Ein langer Zug, voran die Kinder, geleitete seinen Sarg zum Friedhof. Da sich keine Erben meldeten, wurden seine Sachen öffentlich versteigert. In alle Winde zerstreute sich seine Habe. Nur ab und zu findet man bei Ortsansässigen noch ein Stück, das einst sein Eigentum war. Den großen Bücherschrank mit seinen Schätzen kaufte der Lehrer des Dorfes, der kurz darauf in die große Stadt zog.

Nichts erinnert mehr an Onkel Heinrich. Sein Grabstein ist der letzte Zeuge.
Ein Mädchen — heute ist es schon eine junge Frau — hat mir vieles von ihm berichtet. Durch sie lernte ich auch einige der zahllosen Geschichten kennen, die er den Kindern erzählte, wenn sie mucksmäuschenstill auf dem weichen Sofa saßen und ihm zuhörten.
Hier sind sie, so wie die Dorfkinder sie von Onkel Heinrich hörten. Sicher werden euch die Erzählungen genausogut gefallen, wie sie Hildegard, Margarete, Rita und Eugen gefallen haben, die heute alle vier schon Tüchtiges im Leben leisten.

Der große Winter

Draußen heulte der Wintersturm nun schon seit Tagen ununterbrochen. Schneeberge türmten sich auf den Landstraßen. Der Milchwagen kam nicht mehr zur Molkerei durch. In der Dorfstraße ließ sich nur selten ein Mensch sehen.

Der alte Onkel Heinrich saß in seinem Stübchen am Fenster und sah dem Treiben zu. Das Reißen ließ ihn gar nicht ruhen. Im Ofen knisterte und knackte das Holz, und die Funken sprühten bis in die Mitte der Stube.

Da hörte er die Treppen herauf ein Poltern. Bald klopfte es an die Tür. Ein wenig ärgerlich legte er seine Pfeife weg und rief barsch: „Herein!" Er wußte schon, wer zu ihm kam. Hildegard, Margarete, Rita und Eugen aus dem Nachbarhaus hatten wieder einmal Langeweile. Auf Socken kamen sie in die Stube, in der es mollig warm war. Ihre Holzschuhe hatten sie draußen vor der Tür ausgezogen.

„Guten Tag, Onkel Heinrich!" klang es wie im Chor. „Onkel Heinrich, erzählst du uns heute wieder eine Geschichte wie gestern, wo der Nero die kleine Helga aus dem See gerettet hat?" „Bitte, bitte, Onkel Heinrich", baten die Kinder, nachdem sie sich die Jacken und Mäntel ausgezogen hatten und jedes seinen bestimmten Platz auf dem alten, grünen Sofa mit der hohen Rückenlehne eingenommen hatte.

„Heute nicht, ihr Nichtsnutze! Wäret ihr bei dem Wetter lieber zu Hause geblieben. Da jagt man ja keinen Hund vor die Tür, und ihr vier kommt zu mir. Ist es denn noch nicht wild genug draußen? Solch einen Winter habe ich bis jetzt noch nicht erlebt! Es ist ja, als ob die Welt untergehen wollte."

„Ach, Onkel Heinrich, so schlimm ist es doch gar nicht", unterbrach ihn Eugen. „Es hat bestimmt schon schlimmere Winter gegeben!" Da mußte der alte Heinrich dem Jungen freilich recht geben, denn er dachte Hunderttausende von Jahren zurück, als der große Winter lange Zeit unser Land gefesselt hielt.

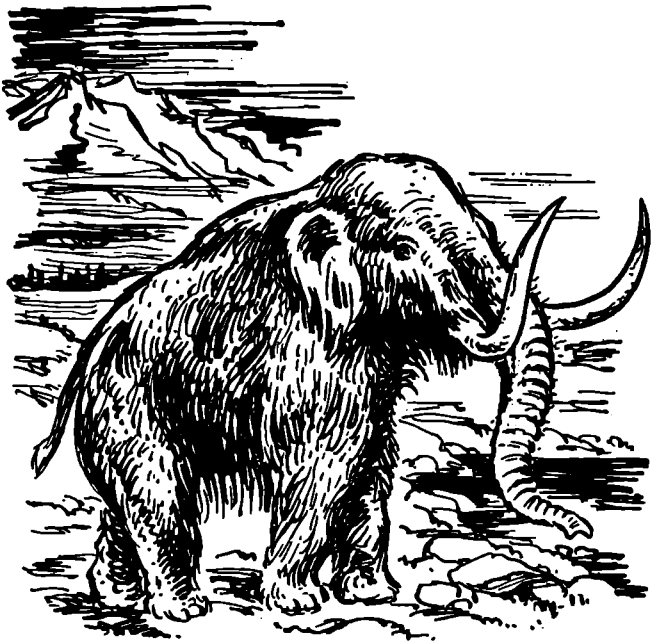
„Nun rückt mal ordentlich zusammen am Ofen, damit ihr nicht friert. Und, Eugen, knuffe und boxe nicht wieder mit Rita! Sonst warst du das letzte Mal bei mir!"

Es begann bereits zu dunkeln. Häuser und Bäume verschwammen hinter dem weißen Flockenwirbel zu einer grauen Masse.

„Weit müßt ihr mit mir in Gedanken zurückwandern — in die Zeiten, als hier das Leben unter einer bläulichweißen Decke erstarb. Wenn ihr im Sommer unten am Wasser spielt, könnt ihr die sonderbarsten Steine finden. Die meisten sind rund und glatt oder flach wie ein Geldstück. Von diesen Steinen

Abbildung oben: So hat es vor der Eiszeit bei uns ausgesehen. Heute längst ausgestorbene Farnbäume wuchsen auf der von Menschen noch unberührten Erde.

Abbildung rechts: Eine riesige Eisdecke schob sich allmählich vom Norden her in unser Gebiet.



. . . an den Rändern der wandernden Masse tauchte nur hier und da ein dichtbepelzter Mammutelefant auf.

muß ich euch erzählen; denn sie lagen früher nicht auf deutschem Boden. Ihre Heimat sind die Gebirge des Nordens, Hunderte von Kilometern von hier entfernt. Wie ein Löwe sieht dieses Land auf der Erdkugel, die dort oben auf dem Bücherschrank steht, aus. Norwegen und Schweden heißen die beiden Staaten, die sich den ‚Löwen' geteilt haben.

Dort war es zu der Zeit, von der ich euch erzählen will, wärmer als heute. Auch bei uns herrschte ein viel wärmeres Klima. Da wuchsen noch die Urwaldriesen, die wir heute nur in den warmen Ländern finden. Da spannten gewaltige Farnbäume ihr Fächerdach über die unberührte Erde."

„Ist denn das Farnkraut, von dem soviel im Gemeindewald steht, dasselbe wie die Farnbäume?" unterbrach ihn Eugen, der ganz gespannt zuhörte.

„Ja, Eugen, unser Farnkraut ist ein naher Verwandter der alten Farnbäume, die vor vielen tausend Jahren auch hier bei uns wuchsen. Heute ist es aber hier nicht mehr so warm wie damals, und die Farnbäume können in der kurzen Sommerzeit nicht mehr richtig wachsen. Sie sind verkümmert wie die Fichten, die hoch oben in den Bergen bei Sturm und Kälte auch nur noch kniehoch werden. Aber nun hört weiter zu!

Ganz langsam wurde es immer kälter. Die Sonne schien ihre Kraft verloren zu haben. Eine dichte Wolkendecke verhüllte die Erde. Die Sommer wurden

immer kürzer und kühler, die Winter immer länger und kälter. Pflanzen und Bäume können aber ohne Sonne nicht leben. Viele gingen daher zugrunde; andere, die die Kälte besser vertragen konnten, wuchsen auf den niedergestürzten Riesenbäumen, die auf dem feuchten Waldboden vermoderten. Die Tiere zogen in riesigen Scharen weg oder starben aus wie die Bäume, oder aber sie stellten ihren Organismus und ihre Lebensweise auf das neue Klima um.

Der Schnee taute gar nicht mehr weg. Ununterbrochen wirbelten die Flocken aus den Wolken. Die Schneedecke wurde immer mächtiger. Eines Tages kamen die vereisten Schneemassen — Gletscher nennen wir sie gewöhnlich — in Bewegung und schoben sich langsam von den Bergen in die Täler. Aber auch hier gab es kein Halten. Immer weiter nach Süden ging die Fahrt. Wo die Eisriesen hinkamen, erstarb alles Leben. Die Menschen flohen vor dem tödlichen Eishauch, und an den Rändern der wandernden Masse tauchte nur hier und da ein dickbepelzter Mammutelefant oder ein Schneenashorn auf.

Wenn ihr im Frühjahr auf die Felder geht oder an den Bach, dann werdet ihr dort viele größere und kleinere Steine sehen. Sie alle und noch mehr trug und schob das Eis bis hierher. Die Steine, die wir heute leicht in die Hand nehmen können, waren früher viel größer. Auf ihnen wälzten sich die Gletscher über das Gebiet, wo heute die Ostsee rauscht. Dabei wurden sie immer kleiner, runder und glatter.

Da, schaut euch mal den Stein an, der dort auf den Briefen liegt!"

„Der sieht ja aus wie ein Hühnerei", meinte Rita treffend, die mit glühenden Wangen den Worten ihres alten Freundes gefolgt war.

„Ja, Rita, da hast du recht. Wie ein Hühnerei! So haben ihn das Eis und die darunter liegende Erdschicht abgeschliffen. Als die Gletscher bis hierher ins Land gewandert waren, lugte ab und zu die Sonne wieder durch die Wol-

ken. Die Eismassen waren nicht mehr imstande weiterzuwandern, weil die Sonnenstrahlen hurtig durch jeden Wolkenriß hindurchschlüpften und die Eisberge immer mehr zum Schmelzen brachten. Langsam ging das Eis zurück. Es taute an den Rändern der unendlich weiten Schneefelder immer stärker, und gewaltige Mengen von grünlichem Tauwasser flossen am Rande der Gletscher entlang westwärts dem Meere zu und führten unvorstellbare Massen von Sand und Geröll mit sich. Wir nennen diese Abflußrinnen heute ‚Urstromtäler'. Auch hier in der Nähe floß ein solcher ‚Urstrom', und wenn ihr durch den Wald geht, dann findet ihr nur solchen Sand, den diese riesigen Urströme, die viel, viel breiter und tiefer waren als unsere heutigen Flüsse, abgelagert haben. Die Berge, die sich hier am Fluß entlangziehen, sind die Schuttmassen, die die Gletscher an den Seiten und vor sich herschoben. Auch sie haben wieder bestimmte Namen erhalten. Man nennt sie ‚Seitenmoränen' und ‚Endmoränen'."

Draußen war es inzwischen stockdunkel geworden. Immer noch heulte der Sturm mit gleicher Stärke. Im Ofen war das Holz heruntergebrannt. Der Alte stand mühsam auf und legte noch ein paar Stücke nach. Prasselnd nagten die Flammen an den Buchenscheiten und warfen zuckende Schatten der Kindergesichter an die Wand.

Onkel Heinrich rückte seinen Stuhl näher an den Ofen heran und fuhr fort:

„Wieder vergingen ungeheuer lange Zeiträume. Das letzte Gletschereis war verschwunden, die Urströme schrumpften zusammen, weil nun kein Schmelzwasser mehr nachfloß. Über dem Lande strahlte jetzt wieder häufiger die Sonne, kräftige Winde trockneten den versumpften Boden allmählich aus.

An Seen hättet ihr die Menschen, die nur dürftig mit Fellen bekleidet waren, beobachten können.

Berge und Täler waren nach dem Verschwinden des Eises kahl wie eine Mondlandschaft. Aber nach dem Verklingen der Eiszeit siedelten sich Gräser, Sträucher und Bäume an. Freilich war es eine andere Pflanzenwelt als vordem. Die tropischen Baumriesen kehrten nicht mehr zurück. Auf dem fruchtbaren Lehmboden rauschten Eichen-, Erlen- und Birkenwälder, und auf dem Sand bohrte die Kiefer ihre lange Pfahlwurzel tief ins Erdreich.
Die Menschen kamen vom Süden wieder nordwärts gezogen und folgten in respektvoller Entfernung den weichenden Gletschern. Der Elch mit seinen Geweihschaufeln, der Hirsch, das schlanke Reh streiften durchs Dickicht, das Wildschwein wühlte in dem großen Moor. Die Menschen wagten sich nicht tief ins Dunkel des Waldes. Sie hausten in Erdhöhlen oder elenden Hütten, die sie sich aus Reisig und Rohr an Flüssen, Seen oder Sumpfniederungen bauten. An den Seen hättet ihr die Menschen, die nur dürftig mit Tierfellen bekleidet waren, beobachten können, wenn sie mit ihren Einbäumen, die sie sich mit Steinwerkzeugen und mittels des Feuers aus Baumstämmen schufen, zum Fischfang ausfuhren oder die aus Weidenruten geflochtenen Reusen leerten.
Nur wenig ist uns aus dieser Zeit erhalten geblieben. Hin und wieder, wenn der Bauer die Furchen etwas tiefer zieht, mag wohl ein Steinwerkzeug, ein Feuersteinschaber oder -messer oder anderes einfaches Gerät ans Tageslicht gelangen, um gleich wieder vom Stiefel in den Boden getreten zu werden."
Hier hielt der Alte an. Tief holten die Kinder Luft. Sie hätten gern noch mehr gehört, aber es war Zeit zum Gehen.
„Nun müßt ihr rasch nach Hause laufen. Eure Mutter ist sicher schon von der Arbeit nach Hause gekommen. Vielleicht braucht sie euch noch. Zieht eure Jacken und Mäntel an, und laßt nicht wieder die Handschuhe bei mir liegen!"
„Ach, Onkel Heinrich, erzähl uns doch bitte noch weiter von den Menschen, wie sie gelebt haben. Du weißt bestimmt noch mehr", bettelte Hildegard, die bis jetzt überhaupt kein Wort gesagt hatte.
„Nein, nein! Für heute ist es genug. Wenn morgen das Wetter besser ist, dann kommt nur wieder zu mir herauf, dann will ich euch gern mehr erzählen. Aber für heute ist Schluß!"
Damit schaltete er die Lampe an. Das helle Licht blendete die vier Geschwister so sehr, daß sie ihre Augen zukneifen mußten, wie es auch junge Katzen tun. Schnell zogen sie ihre Mäntel an, banden die Mützen fest über die Ohren, und mit einem dankbaren „Auf Wiedersehen!" verabschiedeten sie sich.
Draußen schlüpften sie in ihre Holzschuhe und polterten die Treppe hinunter.
Durch die Haustür warf der Sturm wie zum Spott noch schnell eine Handvoll Schnee in den Flur, als die Kinder das Haus verließen.

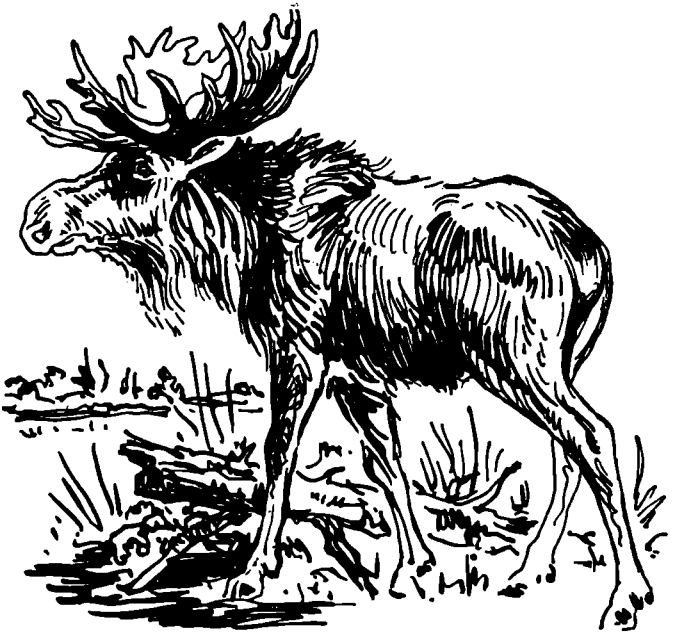
Feuer, Steine, Bronze

Wieder einmal waren die kleinen Racker bei Onkel Heinrich zu finden. Diesmal war es Sommer. Herrlich warm schien die Sonne ins Stübchen. Weit waren die Fenster geöffnet, durch die die Luft ins kühle Zimmer strömte.
„Bei dir ist es aber kühl, Onkel Heinrich!" meinte Margarete. Sie bekam fast eine Gänsehaut. So groß war der Temperaturunterschied zwischen draußen und dem Zimmer.
Heute hatten die Kinder einen besonderen Grund, am frühen Nachmittag schon bei dem Alten zu sitzen. Eugen kramte in seinen unergründlichen Hosentaschen, aus denen er etwas Schmutziggraues ans Tageslicht zerrte. „Das hier haben wir beim Spielen auf dem Berg gefunden, Onkel Heinrich! Hildegard hat mich ja ausgelacht, daß ich dir das Stück zeigen will, aber mir sieht es so komisch aus. Du kannst uns doch sicher sagen, was es ist und wo es herkommt."
Hildegard stand mit lauernden Blicken neben ihrem Bruder und wartete nur auf den Augenblick, in dem auch Onkel Heinrich ihn wegen seines Fundes verlachen würde. Schweigend jedoch nahm er das Stück, trat noch ein wenig näher ans Fenster und betrachtete es ganz genau. Dabei wischte und pustete er den noch anhaftenden Staub weg. „Ja, wo habt ihr denn das gefunden, Kinder? Das ist ja etwas ganz Besonderes!"
Nun riefen sie alle vier durcheinander, denn jeder wollte plötzlich das Stück gefunden haben.
„Oben am Wallgrund, wo die vielen Kaninchenlöcher sind, lag es." „Ja, Onkel Heinrich, genau vor einem Loch, das ganz frisch gescharrt war", wußte Rita zu berichten.
„Nun, dann rückt mal die Stühle hier zum Fenster, und du, Eugen, bringe bitte meinen Stuhl auch hierher."
Flink zogen sie die Stühle heran; Onkel Heinrich ließ sich mit einem tiefen Atemzuge nieder.
„So, nun wollen wir einmal hören, was diese kleine Scherbe uns alles erzählen kann. Man muß nur etwas davon verstehen. Denn das ist eine ganz gewöhnliche Scherbe von irgendeinem Tongefäß, das Menschen vor Hunderten oder gar Tausenden von Jahren geformt und benutzt haben.
Über unsere ganze Heimat verstreut sind die Fundstellen solcher Gefäßreste, die die Menschen gewöhnlich ‚Urnenscherben' nennen, obwohl die meisten von

Töpfen stammen, die zum Kochen oder Aufbewahren von Speisen und Vorräten dienten.
Aber bevor wir noch mehr über die Zeit, aus der die Scherbe mit ihren schönen, geschwungenen Wellenlinien uns erhalten geblieben ist, hören, wollen wir uns einmal noch weiter zurückversetzen bis hinein in die Zeit, da hier in unserer Gegend die ersten Menschen auftauchten."
„Wieviel Jahre ist denn das schon her?" wollte Margarete wissen. Statt zu antworten, stellte Onkel Heinrich eine Gegenfrage: „Was meint ihr wohl?"
„Bestimmt schon dreitausend Jahre!" rief Eugen als erster, während Rita fünftausend Jahre schätzte.
„Ihr könnt ruhig noch fünftausend Jahre dazunehmen; wenn nicht gar noch mehr, denn so genau läßt sich das heute nicht mehr feststellen."
Ein Ruf des Staunens unterbrach ihn: „Noch nicht einmal zweitausend Jahre sind seit dem Beginn unserer Zeitrechnung vergangen, und dann noch achttausend Jahre weiter zurück! Das kann man sich ja gar nicht vorstellen!" sagte Hildegard ganz treffend.
„Wenn ihr einmal in ein großes Museum gehen könnt, wo all die gefundenen Dinge aus diesen Zeiten ausgestellt sind, werdet ihr alles selbst sehen. So aber kann ich euch nur davon erzählen. Nicht weit weg von hier, in einer Kiesgrube, fand man vor ungefähr einem Menschenalter ein aus dem Geweih des Rothirsches hergestelltes Beil, das aber nicht wie die Steinbeile der späteren Steinzeit in der Richtung der Schneide, sondern quer dazu durchbohrt war. Neben roh zugeschlagenen Feuersteinen und angeschnittenen Geweih- oder

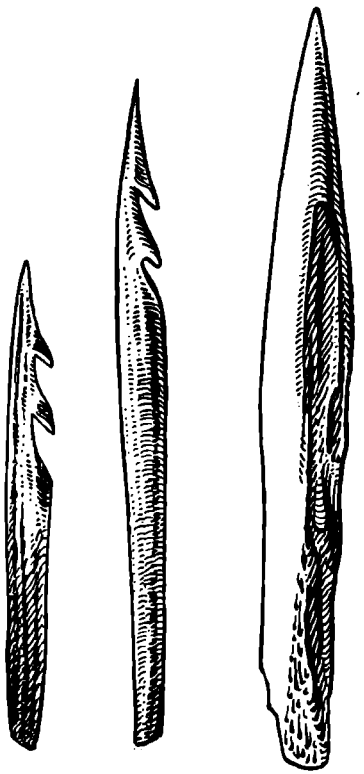
Knochenteilen des Rentieres, des Hirsches und des Mammuts ist dieses Beil der älteste Zeuge für die Existenz des Menschen in unserer Gegend.
Wie mag es damals wohl ausgesehen haben?
Das erste, was sich die Menschen dienstbar gemacht haben, war das Feuer. Erst viel, viel später verstand man es, Tongefäße und Steinbeile herzustellen. Eine dünne Rauchsäule stand Tag und Nacht über den Lagerplätzen der einzelnen Gruppen. Beim Weiterzug nahm man glimmende Holzscheite mit, um immer das Feuer bei sich zu haben, diesen kostbarsten Besitz der Menschheit.
Es mag für die Menschen ein furchterregender Anblick gewesen sein, als sie zum ersten Male das Feuer, vielleicht einen Waldbrand, erblickten — bis schließlich irgend jemand den Nutzen des Feuers

An den Wohnstätten der Menschen brannte Tag und Nacht das Feuer, welches die Menschen sorgsam hüteten.



Im Wald und in der weiten Steppe jagten die Männer dem Elche nach.

erkannte. Das Fleisch eines in der Glut umgekommenen Tieres schmeckte viel besser als das rohe, und in seiner Nähe spürte man die Kälte nicht so heftig.
Wie wird man bemüht gewesen sein, die kostbare Flamme nicht verlöschen zu lassen! Tag und Nacht werden die Menschen der Urzeit das Feuer bewacht haben.
Der Besitz des Feuers war die Grundlage für die spätere Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Wir könnten uns unser heutiges Leben ohne Feuer überhaupt nicht mehr denken. Im Haus, in den großen Werken und Fabriken und überall ist es heute einfach unentbehrlich.
Später, in der sogenannten Mittleren Steinzeit, also ungefähr sechs- bis zwölftausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, zogen die Menschen nicht mehr ruhelos umher, sondern sie siedelten sich in der Nähe ihrer Feuerstelle an. Das heißt, sie wurden seßhaft. Aus Ästen und Zweigen stellten sie einen Schirm vor der Feuerstätte auf, damit der Wind nicht allzu heftig hineinblasen konnte. Ein paar Steine, um die Brandstelle gelegt, hinderten das Feuer, sich auf dem Erdboden weiterzufressen. So werden die ersten Wohnstätten der Menschen ausgesehen haben. Die Männer jagten im Wald und in der weiten Steppe den Urstier, den Hirsch, das Reh und das Wildschwein, vor allem aber auch den Elch.



Harpunen und Speerspitzen, geschnitzt aus dem Geweih des Elches.

Diese Tiere gewährten ihnen Nahrung durch ihr Fleisch und Bekleidung durch ihr Fell. Aus den Knochen und Geweihen fertigte man allerlei Waffen und Gerät. Speerspitzen und Harpunen aus Elchgeweih, scharfspitzige Dolche aus Knochen des Urstieres oder anderer großer Säugetiere, auch Äxte und Hämmer aus Hirschgeweih, ja sogar beinerne Angelhaken sind uns aus dieser Zeit bekannt.

Die Frauen und Kinder sammelten indessen eßbare Wurzeln, Knollen und Beeren und andere Wildfrüchte, die ihnen die Natur gerade bot. Die Alten blieben mit den Kleinen am Wohnplatz, hüteten das Feuer und bereiteten das Essen für die jagenden Männer, sammelnden Frauen und größeren Kinder.

Mit den Waffen und Werkzeugen, die ja bis jetzt ausschließlich aus Knochen und Geweih bestanden und die ihnen allmählich bei der Jagd nicht mehr genügten, sah es noch schlecht aus. Schließlich begannen die Menschen, an den Steinen, die sie überall fanden und die sie für verschiedene Zwecke brauchten — etwa um ein in eine Fallgrube geratenes Tier zu töten —, herumzubessern, sie zu bearbeiten. Sie warfen sie nicht mehr weg, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden, sondern bewahrten sie auf, weil die eine Seite sich so gut in der Hand halten ließ und das entgegengesetzte Ende in eine Spitze auslief. Durch Behauen mit anderen Steinen wurde dann die Spitze noch mehr herausgearbeitet.

Ein Dummkopf war es bestimmt nicht, der auf den Gedanken kam, den Stein an einem Ast zu befestigen, und dadurch ein besseres Werkzeug schuf. Die einfachste Art war, einen Ast aufzuspalten, beide Enden auseinanderzubiegen und, nachdem man den Stein hineingezwängt hatte, sie wieder fest zusammenzubinden.

Häufig finden wir auch in späterer Zeit Steinbeile, bei denen der Stein durch-

Abbildung rechts: So wurde der Faustkeil gehalten.

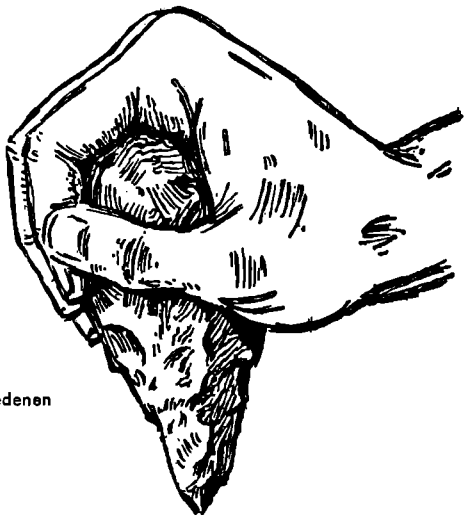
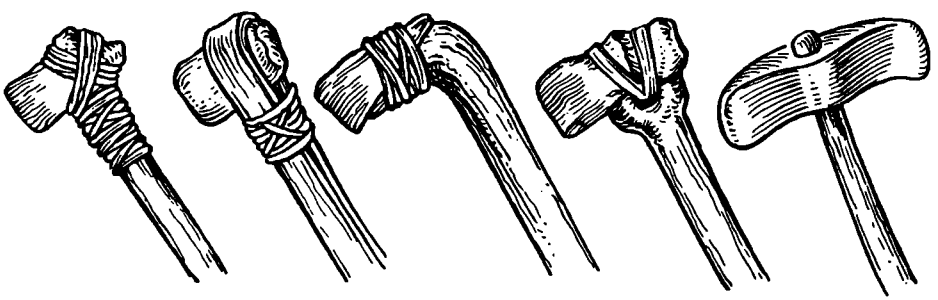
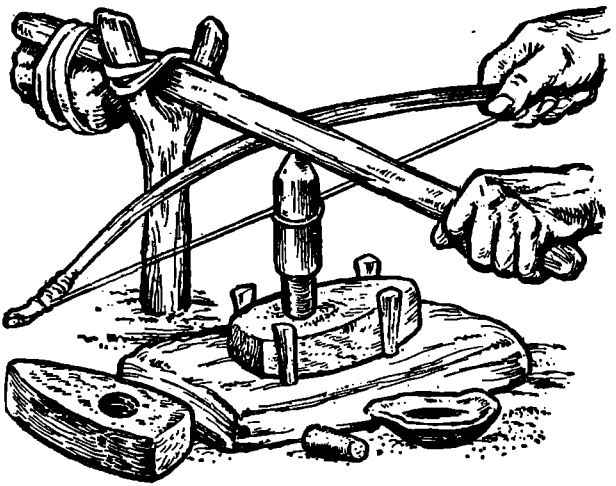


Abbildung unten: Steinbeile mit verschiedenen Befestigungen.

bohrt ist. Probiert es doch einmal, durch einen flachen Stein ein Loch zu bohren. Da werdet ihr merken, wie zeitraubend diese Arbeit war: Zunächst benutzte man als Bohrer einen Stab aus hartem Holz, den man auf das Werkstück stützte und mittels der Sehne eines hin- und hergezogenen fiedelbogenähnlichen Werkzeuges in Drehung versetzte. Von Zeit zu Zeit tauchte man den Stab in einen Brei aus Wasser und Sand. So entstand allmählich ein kegelförmiges Bohrloch.
Später wieder nahmen die Menschen statt des Hartholzstabes einen entsprechend großen Röhrenknochen. Da brauchte man nur einen schmalen Ring aus dem Stein herauszubohren. In der Mitte fiel dann der stehengebliebene Zapfen heraus.





Durch Hin- und Herziehen des Bogens wurde der Holzstab, um den die Schnur geschlungen war, schnell gedreht. Am unteren Ende des Stabes war der Bohrer befestigt. Es war meist ein ausgehöhltes Holzstück. Dort, wo Bambus wuchs, wurde dieser zum Bohren verwendet.

Auch der Spitzbohrer war schon frühzeitig bekannt. An einen kräftigen Stab band man ein spitzes Feuersteinstück. Durch Drehen zwischen den Händen wurde dieser erste Spitzbohrer in Bewegung gesetzt, so wie eure Mutter heute noch den Quirl dreht. Neben diesen Werkzeugen aus Stein gab es auch andere. Die Menschen der Steinzeit kannten bereits das scharfe Messer aus Feuerstein, die Pfeilspitzen, den Schaber zum Abkratzen der Tierhäute und zum Glätten der Holzgeräte. Das alles stellten sie in mühseliger Arbeit her, zumeist aus Feuerstein, weil er so fest ist und beim Schlagen scharfe Kanten zeigt, die ja für diese Werkzeuge besonders wichtig sind."

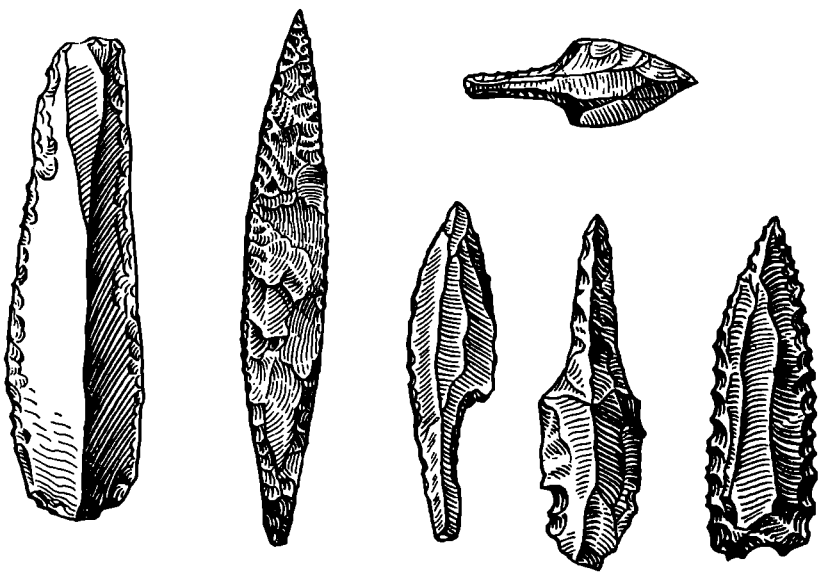
„Sind denn diese Beile nicht bald kaputtgegangen, wenn man mit ihnen vielleicht Bäume gefällt hat?" wollte Eugen wissen.

„Nun, diese Beile haben schon allerhand ausgehalten. Wenn sie durch langen Gebrauch stumpf geworden waren, hat man sie wieder geschärft. Aber ganz zufrieden waren die Sammler und Jäger bestimmt nicht mit diesen Geräten. Deshalb suchte man nach einem anderen Stoff, der fester und besser als Stein war und der sich vor allem leichter bearbeiten ließ.

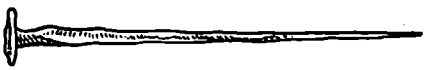
Ihn fand man, als die einzelnen Stämme miteinander Handel zu treiben begannen. Kupfer wurde allmählich auch bei uns hier bekannt, wenn es auch zuerst nur zu Schmuck verarbeitet wurde. So kostbar war es in der ersten Zeit.

Ihr wißt ja, daß man Kupfer auch heute nicht überall in Deutschland findet. Aber in Mitteldeutschland sind noch Kupfergruben in Betrieb. Denkt doch nur mal an den Kupferschieferbergbau bei Mansfeld.

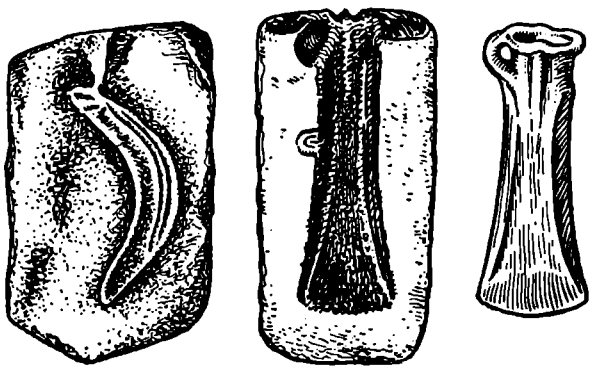
Auch schon in vorgeschichtlicher Zeit waren die mitteldeutschen Kupfervorkommen zu einem Teil bekannt. Als immer mehr von diesem Metall unter die Menschen kam, versuchte man, Werkzeuge und Waffen und anderes Gerät aus diesem Stoff zu arbeiten. Aber dazu war er zu weich, wurde doch in der ersten Zeit das Kupfer nur kalt gehämmert. Erst später ist man dazu übergegangen, das Metall zu schmelzen. Mit Hilfe von Gußformen aus Sandstein, Ton oder Sand und Wachs, später aus Bronze, goß man die feinsten und dünnsten Becher und Schalen, Schmuck, Messer, Schwerter und noch vieles andere mehr in so vollendeter Fertigkeit, daß wir auch heute kaum in der Lage sind, solche Gegenstände nachzuarbeiten.
Bald mischte man dem Kupfer ein anderes Metall bei, nämlich Zinn. Auf neun Teile Kupfer kam ein Teil Zinn. Nun wurden die Gegenstände härter und verbogen sich nicht mehr so leicht, wenn man feste Gegenstände damit bearbeitete.
Dieses Gemisch aus Kupfer und Zinn nennen wir Bronze, wie wir ja auch die ganze Zeit deswegen Bronzezeit nennen."
„Wie lange hat denn diese Zeit gedauert, Onkel Heinrich?" fragte Rita.
„Genau auf Jahr und Tag kann man das natürlich nicht sagen. Der Über-



Schaber und Messer aus Feuerstein.



Aus Bronze gefertigte Fibel und Nadel.



Links: Hälfte einer Gußform aus Sandstein für eine Bronzesichel.

Mitte: Hälfte einer Gußform aus Sandstein für ein Bronzebeil.

Rechts: Gegossenes Bronzebeil.

gang von der ausgehenden Steinzeit zur Bronzezeit vollzog sich ganz allmählich, weil wir ja nur an wenigen Stellen in Deutschland, wie ich euch schon sagte, Kupfer und Zinn finden und sich Handelsbeziehungen nur sehr langsam anbahnten. Aber wir rechnen heute die Bronzezeit etwa vom Jahre zweitausend bis achthundert vor unserer Zeitrechnung.

Die wichtigsten Waffen waren das Beil oder die Axt und der Dolch, späterhin auch noch das Schwert, das aber in der ersten Zeit nur als Schmuckstück getragen wurde. Wir kennen aus dieser Zeit sehr schöne Schmucksachen, zum Beispiel die Fibeln, die zum Zusammenhalten und Zusammenstecken der Kleidung dienten. In dieser Zeit verstand man das Weben schon sehr gut und trug wollene Kleidung. Sehr viele Nadeln hat man gefunden, die man wiederum zum Nähen haben mußte.

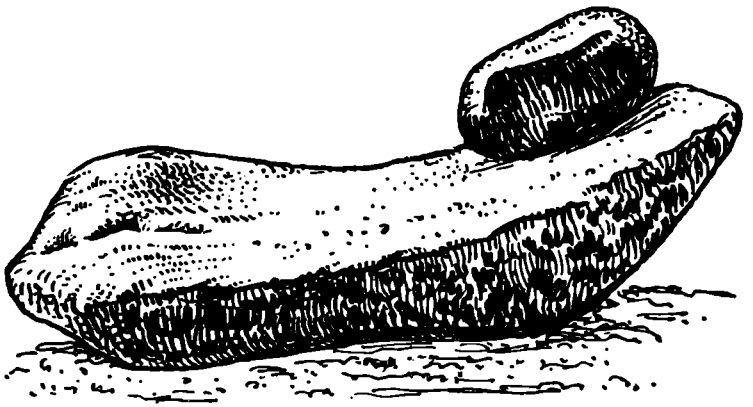
Ich könnte euch über diese Zeit noch mehr erzählen, aber in der Schule werdet ihr noch ausführlich davon hören. Es wird euch aber noch interessieren, daß bereits in der Jüngeren Steinzeit die Menschen Viehzucht und Ackerbau betrieben haben. Der Hund, ein naher Verwandter des Wolfes, war schon lange ein Freund des Menschen geworden. Schweine, Rinder, Ziegen und

Schafe wurden damals gezüchtet, beinahe wie heute, und Weizen, Gerste und Hirse wurden angebaut. Hirse baut bei uns heute kaum ein Bauer an. In anderen Ländern Osteuropas, zum Beispiel in Polen und in der Sowjetunion, wird sehr viel Hirse angebaut, allerdings trägt sie heute viel mehr als damals. Mahlsteine, auf denen die Frauen die Getreidekörner zerrieben, könnt ihr in fast jedem Museum sehen."

„Onkel Heinrich, aus welcher Zeit stammt denn nun die Scherbe, die wir gebracht haben? Ist sie auch aus der Steinzeit oder aus der Bronzezeit?" unterbrach ihn Eugen unvermittelt.

„Ja, richtig, Kinder, die Scherbe hätten wir bald ganz vergessen. Das will ich gleich noch nachholen. Es ist ja nur ein Stück, das ich hier vor mir habe. Viel kann man deswegen noch nicht sagen. Man müßte viele Scherben sehen. Aber so ungefähr kann man auch schon bei diesem Stück das Alter feststellen, weil es gerade vom Oberteil des Gefäßes ist. Den Rand kann man noch ein wenig erkennen, und der übrige Teil ist mit schönen Verzierungen geschmückt. Ich nehme an, daß die Scherbe ungefähr tausend Jahre jünger ist als die Bronzezeit. Sie stammt, soweit ich das beurteilen kann, höchstwahrscheinlich aus der Zeit, als hier die Wenden ihre Wohnplätze hatten. Das war ungefähr im sechsten bis zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung."

Getreidearten, von denen wir aus Funden wissen, daß sie in Europa zur Zeit der Urgemeinschaft angebaut wurden.
a) Gerste b) Rispenhirse c) Kolbenhirse d) Emmerweizen e) Hafer.



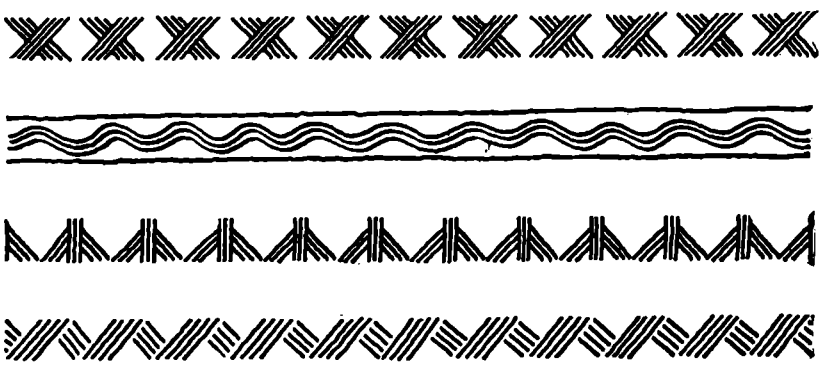
Auf solch eine Steinplatte schütteten die Urmenschen die Getreidekörner und zerquetschten sie darauf mit dem kleineren Stein.

„Wenden gibt es doch heute noch, Onkel Heinrich. In der Schule haben wir schon von ihnen gehört, und Siegfried war doch voriges Jahr im Spreewald bei seinem Onkel. Da hat er uns oft eine Karte geschrieben. Der Lehrer sagte uns, daß dort noch heute Sorben wohnen, die auch zu den Wenden gehören."
Hildegard wollte noch mehr erzählen, aber der Alte nickte ihr freundlich zu. „Nun ja, das ist wahr, was Hildegard gesagt hat. Diese Sorben haben sich bis in die Gegenwart ihre eigene Sprache bewahrt, die wir gar nicht verstehen und ..."
Er wollte weitersprechen, aber Hildegard fiel ihm wieder ins Wort: „Das hat Siegfried auch gesagt, aber ein paar Wörter hat er in der Zeit auch gelernt. Die Leute waren alle so gut zu ihm. Einmal ist er dort sogar in der Schule gewesen, da haben die Kinder untereinander auch sorbisch gesprochen. Aber im Unterricht mußten sie deutsch sprechen."

(Heute werden zum erstenmal alle sorbischen Kinder in ihrer Sprache unterrichtet. Während der Herrschaft des Faschismus durfte in den Schulen überhaupt nur deutsch gesprochen werden.)

„Das stimmt, Hildegard, und es freut mich, daß du das alles schon weißt, aber wir wollen wieder auf unsere Scherbe zurückkommen. Schaut, heute haben wir noch überall Tontöpfe im Hause für alle möglichen Zwecke. Daneben auch welche aus Eisen oder auch aus Aluminium. Diese Dinge kannte man damals noch nicht, sondern nur Tongefäße, die die Menschen ja auch zum Kochen nehmen mußten, weil sie nichts Besseres hatten. Solch ein Topf hielt dann aber nicht allzulange. Oft werden wohl die Kinder, die bestimmt

auch nicht artiger waren, als ihr heute seid, einen heruntergeworfen oder umgestoßen haben.
Wie haben denn die Menschen eigentlich diese Töpfe hergestellt? Margarete, du warst doch schon einmal bei einem Töpfer. Vielleicht kannst du es uns sagen!"
„Zuerst nimmt der Töpfer einen Klumpen Ton, den er in ein nasses Tuch eingewickelt hat. Er legt ihn auf eine runde Scheibe, die sich mit den Füßen drehen läßt. Dann zieht er den Klumpen während des Drehens mit den Fingern immer höher, bis er die gewünschte Form des Topfes oder der Vase hat."
„Richtig, Margarete! Der Mann benutzt eine Töpferscheibe, die schon in der Bronzezeit bekannt war. Noch früher konnte man die Gefäße nur mit der Hand formen, was gar nicht so leicht ist. Versucht es nur einmal.
Wenn nun die Töpfe soweit fertig waren, mußten sie noch einige Zeit an der Luft trocknen, und dann wurden sie mit Feuer gebrannt, so wie heute noch die Mauersteine in der Ziegelei. Dabei wurden sie so fest, daß sie nun nicht mehr aufweichen konnten, wenn man Wasser oder Milch oder sonst eine Flüssigkeit hineingoß. Vor dem Trocknen wurden die Gefäße noch mit allerlei geraden Linien, Wellenlinien, Gittermustern und so weiter verziert. Fast jedes Gefäß hatte eine andere Verzierung. Mit hohlen Knochen und Fischgräten, einer Schnur und anderen Dingen drückte man die Muster in den frischen Ton.
Heute noch staunen wir über die Leute, die soviel Mühe und Arbeit für einen einfachen Topf aufwendeten. Ich glaube, wir können uns ein Beispiel an ihnen nehmen, die jedes einzelne Stück mit soviel Liebe und Mühe geschaffen haben.



Diese Muster drückte man mit hohlen Knochen, Fischgräten oder einer Schnur in den frischen Ton der Gefäße.

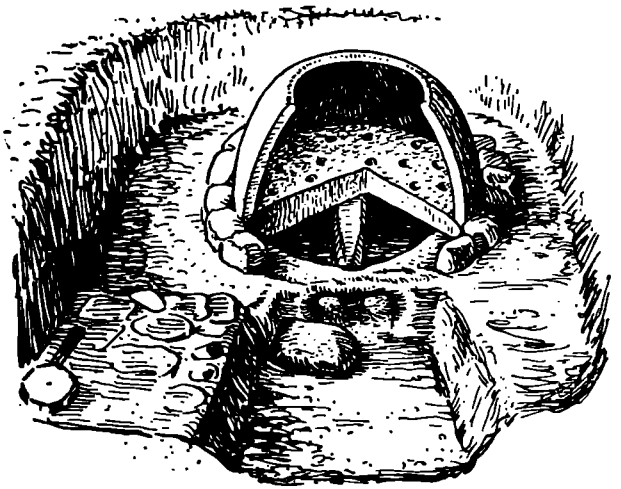


Abbildung links: In solchen Öfen wurden die Tongefäße gebrannt. Vorn sehen wir das Feuerloch, das mit einem Stein verschließbar war.

Abbildung unten: So sahen die Tongefäße nach dem Brennen aus.

Die Scherbe laßt ruhig hier. In den nächsten Tagen muß ich doch zur Kreisstadt. Bei der Gelegenheit werde ich den Leiter des Heimatmuseums aufsuchen. Denn jeden Fund, den jemand macht, muß er melden, weil wir gar nicht wissen können, welche Bedeutung er hat. Vielleicht stoßen wir durch diesen zufälligen Fund auf Dinge, die wir nicht einmal ahnen.
So, und nun geht noch ein bißchen hinunter spielen. Oder habt ihr gar noch etwas zu tun, was euch eure Mutter aufgetragen hat?"
„Ach ja, Eugen, wir sollen ja noch Kaninchenfutter holen. Das letzte hast du ja heute mittag verfüttert", erinnerte Margarete ihren Bruder.
Wie der Wind waren sie aus der Stube. Der Alte schüttelte nur den Kopf über diese unruhigen Geister, wobei er freilich lächelte und wohl an seine eigene Kindheit dachte.

Die Scherbe vom Turmberg

Mit Spannung hatte das Kleeblatt die Rückkehr des Alten aus der Kreisstadt erwartet. Onkel Heinrich konnte ihnen aber auch nicht allzuviel berichten. Der Leiter des Heimatmuseums hatte ihm zwar gesagt, aus welcher Zeit die Scherbe stammen müsse, aber tausend andere Fragen blieben vorläufig noch offen. Vor allen Dingen wollten die Kinder wissen, wie die Scherbe dort auf den Turmberg gekommen war, ob dort früher schon Menschen gewohnt und wie sie gelebt hatten und noch tausend andere Dinge.

Zu allem Unglück war eines Morgens Onkel Heinrichs Wohnung fest verschlossen. Die Vorhänge waren zugezogen. Niemand wußte zunächst, wo er geblieben war. Man war im Dorfe schon in großer Sorge um den Alten. Aber am übernächsten Tage erhielten seine Wirtsleute eine Postkarte, auf der er ihnen mitteilte, daß er zwei Monate lang verreise. Die Miete für diese Zeit hatte er von der Kreisstadt aus noch überwiesen. Den Grund seiner Abwesenheit jedoch teilte er ihnen nicht mit.

Die vier hatten die Scherbe vom Turmberg nicht vergessen. Fast jeden Tag konnte man sie jetzt auf den Wällen herumstöbern sehen. Jeden Fuchs- und Kaninchenbau untersuchten sie genau nach Scherben.

Zu ihrer großen Freude kamen nun auch endlich die Sommerferien heran. So hatten sie fast den ganzen Tag Zeit für ihre Forschungs- und Entdeckungsreisen.

Von Tag zu Tag vergrößerte sich ihre Scherbensammlung. Sorgfältig und vorsichtig von der anhaftenden Erde gereinigt, lagen die Scherben wohlverpackt in Zigarrenschachteln und Pappkartons in einer Ecke auf dem kleinen Hausboden.

Sehnsüchtig warteten sie auf Onkel Heinrich. Ein wahres Indianergeheul stimmten sie an, als ihnen eines Tages spätabends ihre Mutter sagte, daß in seiner Wohnung wieder Licht brenne. Am liebsten wären sie gleich am nächsten Morgen zu ihm hinaufgestürmt; aber die Mutter wußte es mit klugem Geschick so einzurichten, daß sie am Vormittag noch allerlei Gänge und Besorgungen zu erledigen hatten. Jedesmal, wenn sie an seinem Haus vorbeikamen, gingen sie auf der anderen Straßenseite, ihren Blick den beiden Fenstern zugewandt. Weit geöffnet waren die Flügel, die Vorhänge zurückgezogen. Aber niemals hatten sie das Glück, den Alten zu sehen.

In einem geeigneten Augenblick, ohne daß ihre Mutter oder die Geschwister es merkten, huschte Hildegard für einen kurzen Augenblick die steile Treppe zu Onkel Heinrich hinauf. Sie wollte ihn nur fragen, ob sie nicht heute nachmittag zu ihm kommen könnten, sie hätten soviel zu zeigen und zu sagen, aber auch zu fragen. Hildegard bat und schmeichelte so lange, bis der Alte ihr schließlich zusagte, sie alle um zwei Uhr zu erwarten, hatte er doch den Kindern selbst viel Neues zu berichten.

Diese gute Nachricht brachte die Kinder vollends in Schwung. Eugen und Rita eilten auf den Boden und brachten die Schachteln und Kartons nach unten. Sie aßen schnell Mittag, hatten aber noch eine gute Weile Zeit. Die Uhr zeigte gerade die erste Nachmittagsstunde. Hildegard und Margarete halfen ihrer Mutter beim Abwaschen und brachten die Küche in Ordnung. Rita und Eugen holten sich einen Sack aus dem Stall und gingen in den Bruch, um für ihre Kaninchen Futter zu holen.

So schnell hatten die beiden Mädchen noch nie abgewaschen, und Rita und Eugen hatten noch niemals in so kurzer Zeit soviel Grünfutter herangeschafft.

Endlich war der Zeiger der Uhr auf zwei Uhr gerückt. Mit den Schachteln unter dem Arm ging es zu Onkel Heinrich. Eugen nahm vor lauter Ungeduld immer zwei Stufen auf einmal. Onkel Heinrich stand schon an der Tür und erwartete sie mit freudiger Miene. Es war ihm anzusehen, daß auch er froh war, „seine" Kinder nach so langer Zeit wieder um sich zu haben. Jedes begrüßte er mit einem kräftigen Händedruck.

„Na, Kinder, wir haben uns aber eine ganze Zeit nicht gesehen. Ihr seid alle vier so braun gebrannt wie richtige Neger, und Rita ist in den

paar Wochen ein ganzes Stück in die Höhe geschossen. Du hast ein bißchen abgenommen, Hildegard. Ich glaube gar, das macht das viele Baden. Aber ihr seid noch alle gesund und munter. Das ist die Hauptsache."
Vor ihnen auf dem Tisch standen die Schachteln mit ihren Scherben. Margarete öffnete die Schachteln und wollte anfangen auszupacken. Hildegard aber wehrte ab.
„Laß das, Margarete, du kannst doch die Scherben nicht auf die Tischdecke legen! Sie wird ja ganz schmutzig davon!"
Onkel Heinrich hatte schon gesehen, was sie ihm zeigen wollten. „Recht so, Hildegard! Nimm erst einmal die Decke herunter. Dann können wir alles auf dem Tisch schön ausbreiten. Den Blumenstrauß kannst du auf den Schreibtisch stellen."
Im Nu war alles erledigt. Jeder packte seine Funde aus. Fast die ganze Tischplatte war mit Scherben bedeckt. Voll Stolz zeigten sie Onkel Heinrich Stücke mit besonders schöner Verzierung. Jedesmal wußte er auch ein Wort des Lobes, des Staunens und der Anerkennung für die Kinder.
„Donnerwetter, da habt ihr aber ein gutes Stück Arbeit geleistet! Soviel Scherben habt ihr gefunden? Das ist doch beinahe nicht glaublich!"
„Ach, Onkel Heinrich, da oben liegen noch viel mehr. Auch auf dem Kirchhofsacker liegen viele. Aber dort stehen jetzt Kartoffeln. Da können wir nicht

suchen. Bloß vom Feldrain haben wir ein paar Stücke aufgelesen", sagte Eugen. „Die Scherben von dort haben wir aber in diese Schachtel gelegt, damit sie nicht mit den anderen durcheinanderkommen."
„Das ist wirklich erstaunlich, was ihr alles zusammengetragen habt. Na, packt nur mal alles aus. Die Scherben vom Kirchhofsacker aber laßt am besten in der Schachtel.
Herr Müller, der Leiter unseres Heimatmuseums, kommt nämlich gleich mit dem Postauto aus der Stadt. Er wird uns über eure Funde manches Interessante zu erzählen wissen. Ich selbst habe mich in den letzten Wochen während meiner Abwesenheit mit der wendischen Besiedlung unseres Landes eingehend beschäftigt; denn der größte Teil eurer Scherben stammt aus der Wendenzeit, wie ich sehe.
Bis nun Herr Müller kommt, der sich eigentlich den Turmberg einmal genauer ansehen wollte, kann ich euch ja schon immer etwas von den Wenden erzählen."
„Au ja, Onkel Heinrich", rief Rita begeistert. Auch die anderen Kinder stimmten diesem Vorschlag freudig zu.
„Ungefähr dreihundert bis vierhundert Jahre nach dem Beginn unserer Zeitrechnung verließen die germanischen Völkerschaften ihre alten Wohnsitze. Nicht etwa plötzlich über Nacht sind sie mit Sack und Pack abgezogen, sondern der Abzug erstreckte sich über mehr als einhundert Jahre."
„Warum sind sie denn von hier weggezogen?" fragte Eugen.
„Ja, Eugen, das wissen wir heute auch noch nicht und werden es wohl nie genau wissen. Vielleicht hat sich damals das Klima verschlechtert, wahrscheinlich brachte die primitive Feldwirtschaft nicht mehr genug Ertrag, vielleicht brachten Händler Nachrichten über fremde Gebiete mit, die so verlockend klangen, daß die Jugend ihnen folgte und abwanderte. Wir müssen annehmen, daß es wirtschaftliche Gründe waren, aber wir können sie eben nur vermuten.
Jedes Jahr zogen neue Scharen hinaus in die unbekannte Ferne. Nur ganz wenige hielt es noch in ihren alten Wohngebieten. Die Alten blieben zurück und starben. Das Land wurde allmählich menschenarm, die Siedlungen verfielen, das Land wurde nicht mehr bestellt.
Und so allmählich, wie die Germanen abwanderten, kamen aus weiter östlich gelegenen Gebieten andere Völkerschaften in das verödete Land. Dort im Gebiet der heutigen Sowjetunion liegt ihre Urheimat, das Gebiet des Pripet und des mittleren Dnepr.
Die Slawen eroberten ihre neuen Wohngebiete nicht mit dem Schwerte, sondern nahmen ein verlassenes Land in Besitz. Sie verjagten auch nicht die Reste der alten Bevölkerung und nahmen ihnen keinen Grund und Boden weg, sondern lebten friedlich neben ihnen und mit ihnen.
Das Land, das sie hier antrafen, war weithin mit Seen, Sümpfen und großen Waldflächen bedeckt.

Alte wendische Blockhäuser im Spreewald.

Meist siedelten die Slawen an Flüssen oder Bächen oder Seen und Teichen, weil sie dort ausreichende Wiesen für ihr Vieh fanden. Die Hochflächen waren vor allem von Wald bestanden.

Was man zum Leben brauchte, bot die Natur. In den Wäldern machten sie Jagd auf das Wild. Die Gewässer lieferten einen reichen Fischsegen, und auch in den Sümpfen lohnte sich die Jagd nach Wasservögeln und zahlreichen anderen Wildarten. Übrigens bot der Wald noch eine Erwerbsquelle, die Bienenwirtschaft. Vor allem aber war es die Viehzucht, der sich die Slawen widmeten. Daneben betrieben sie natürlich einen ausgedehnten Ackerbau. Neben den auch heute noch gebräuchlichen Sommergetreidearten war die Hirse die wichtigste Nahrungsfrucht, die in den Ostgebieten Europas auch heutzutage noch angebaut wird.

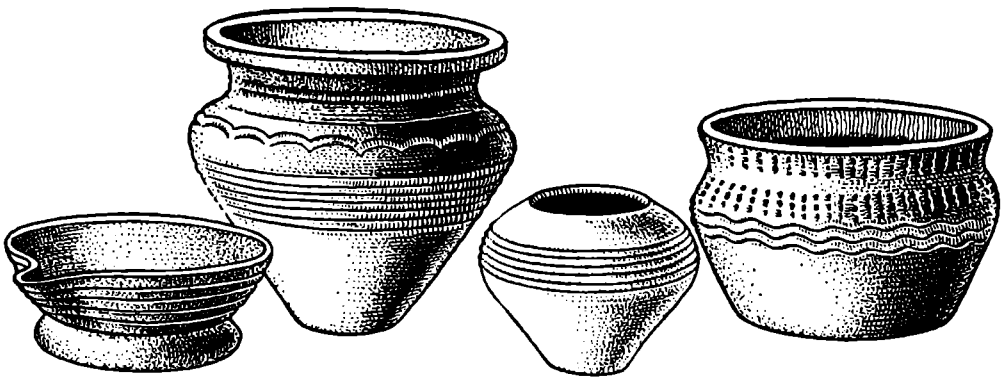
Den Lein oder Flachs, den sie ebenfalls anbauten, verwandten sie zur Herstellung ihrer Kleidung. Im Handel mit anderen Völkern war wendisches Leinen sehr gefragt. An Stelle von Geld nahm man kleine Leinentücher als Zahlungsmittel von ihnen."

„Onkel Heinrich, in unserem Geschichtsbuch steht, daß die Wenden ganz armselig gelebt hätten. Da stehen überhaupt nur ein paar Zeilen über sie drin", sagte Hildegard.

„Ja, Hildegard, man will es heute, zwölf Jahre nach dem schrecklichen Weltkrieg, nicht wahrhaben, daß jahrhundertelang das Land, in dem wir wohnen, von slawischen Völkern bewohnt war. Am liebsten möchten die Faschisten diese Zeit ganz aus der deutschen Geschichte streichen. Wenn ihr später einmal erfahren werdet, wieviel wendisches Blut unschuldig geflossen ist, weil ihnen die Deutschen mit Feuer und Schwert ihr Land wegnehmen wollten, dann werdet ihr den Unterschied zwischen der Besiedlung durch die Wenden und der durch die Deutschen kennenlernen. Der Zug der Deutschen nach dem Osten brachte viel Unheil über unsere Heimat. Auch heute hat man diesen Zug nach dem Osten noch nicht aufgegeben. Man macht alles schlecht, was jenseits der deutschen Ostgrenze liegt. Dort ist alles schlecht, auch die Menschen. Man haßt sie und weiß nicht, warum. Man behauptet: Das war schon immer so. Angeblich hassen nicht wir die Slawen, sondern sie hassen uns. So kann man es bereits in jedem Schulbuch unserer ‚Weimarer Republik' lesen."
Unwillkürlich war der Alte beim Sprechen leiser geworden. Er stand auf, ging vorsichtig zum Fenster und schloß es.
„Es gibt bei uns gewisse Elemente", fuhr er fort, „die unsere Arbeiter und Bauern gegen Polen und die Sowjetunion aufhetzen wollen. Und in Bayern besteht eine kleine Partei, die sich ‚Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei' nennt. Ein gewisser Hitler, der Führer dieser Partei, wagt es, schon wieder in aller Öffentlichkeit zu erklären: ‚Die Zukunft Deutschlands liegt im Osten!' Hoffentlich fällt niemand auf diesen Schwindel herein; denn wer andere freiheitliebende und friedliche Völker angreift, muß dabei zugrunde gehen. Halten wir aber gute Nachbarschaft mit dem Osten, dann wird auch Deutschland eine glückliche und friedliche Zukunft vor sich haben."

(Onkel Heinrich hat es nicht mehr erlebt, wie die meisten Menschen doch auf diese Lüge hereinfielen und sich für einen neuen „Feldzug gegen den Osten" mißbrauchen ließen. Aber er hat es auch nicht mehr erleben können, welch hilfreiche Hand uns Deutschen dann diese Völker hingestreckt haben und welch herzliche und feste Freundschaft uns heute mit ihnen verbindet.)

„Aber nun zurück zu unseren Wenden!
Ein deutscher Bischof, der das Wendenland bereist hat, schrieb damals, daß ihr Land das beste sei, reich an Fleisch, Honig, Mehl, Geflügel und allen Bodenfrüchten. Sie können also nicht gar so armselig gelebt haben."
„Was haben sie denn zum Anziehen gehabt?" wollte Rita wissen.
„Das kann ich dir sagen. Den Kopf bedeckte ein kleiner Hut. Die Unterkleidung bestand aus Leinwand, das Obergewand war aus Wolle gewebt. An den Füßen trug man Schuhe oder Stiefel.
Wir wissen, daß zum Beispiel das Barfußgehen bei ihnen als Zeichen größter Armut angesehen wurde."



Solche Tongefäße wurden mit Speisen gefüllt und den Toten mit ins Grab gegeben.

Das klang seinen Zuhörern kaum glaublich. Sie mußten lachen. Rita sagte: „Da können mir aber die Wendenkinder leid tun, wenn sie nicht einmal im Sommer barfuß gehen durften. Nicht mal Pastor Bergs Wolfgang zieht Schuhe an, und die Bärbel von unserem Lehrer geht auch barfuß."

„Ja", entgegnete Onkel Heinrich, „da habt ihr es heute besser. Und eure Mutter kann das Geld für die Schuhe sparen.

Ihr habt mir doch von Siegfried erzählt, der im letzten Jahre unten im Spreewald war. Die Leute waren dort so gut zu ihm. Nun, seht ihr, diese Gastfreundschaft der Sorben ist ein altes Erbteil ihrer Vorfahren, der Wenden. Sogar deutsche Geschichtsschreiber rühmen ihre Gastlichkeit. Alles, was sie mit ihrer Hände Arbeit durch den Ackerbau, die Viehzucht, die Jagd und den Fischfang erwarben, teilten sie mit vollen Händen wieder aus. Dem Fremden boten sie das Beste, was im Hause war, und wenn es sein mußte, gaben sie ihm das Letzte.

Ihre Kinder behandelten die Wenden mit großer Liebe und Fürsorge. Waren die Eltern alt und schwach, sorgten ihre Verwandten für sie oder die ganze Dorfgemeinschaft. Starben sie schließlich, wurden sie in der Frühzeit verbrannt und die Asche wahrscheinlich ohne Gefäß beigesetzt; denn wir haben bis jetzt aus der Frühzeit keine Gräberfunde gemacht oder mit Brandresten gefüllte Urnen gefunden. In späterer Zeit aber haben die Wenden ihre Toten begraben, ohne sie zu verbrennen. Ins Grab gab man ihnen noch einige Tongefäße mit Speisen mit.

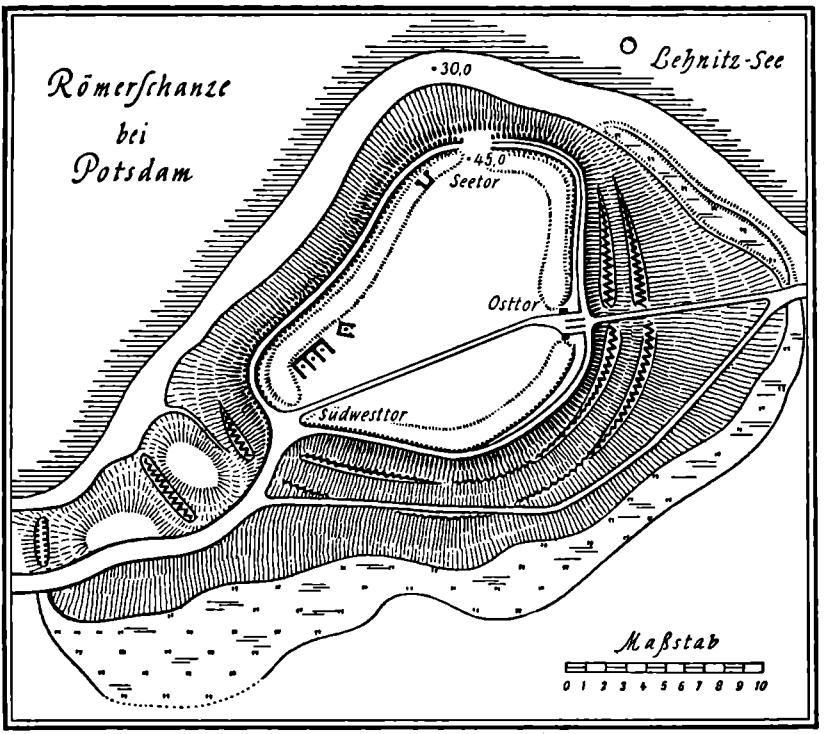
Ihre Gräber finden sich immer an Stellen, die vom Hochwasser nicht erreicht werden können. Auch hierin zeigt sich die Liebe und Achtung, die man noch den toten Familienangehörigen zollte. Uns kommt dieser Umstand heute inso-

fern zugute, als wir sehr häufig solche Gräber finden. Durch die Beigaben können wir uns ein immer besseres Bild von der Lebensweise der Wenden und ihrer stetigen Entwicklung bei der Anfertigung von Geräten und Werkzeugen machen.
Mit den Nachbarvölkern, besonders mit dem Westen, standen die Wenden in einem regen Handelsaustausch. Das Wendenvolk brachte besonders Vieh, Fische, Honig, Wachs, Felle und Leinwand über die Elbe, der Westen verkaufte hauptsächlich Salz und Eisenerzeugnisse.
Während in der ersten Zeit die Erzeugnisse nur getauscht wurden, verkaufte oder kaufte man später die Waren nur noch gegen Geld, so wie wir es ja heute auch noch tun, nur mit dem Unterschied, daß man das Geld nicht zählte, sondern mit Hilfe einfacher Waagen abwog.
Die vielen zerhackten Münzen, die man bisher in unserem Lande gefunden hat, sagen uns, daß die Münzen von den Wenden nicht als Geld gewertet wurden, sondern nur als Metall. Unter diesen sogenannten Hacksilberfunden befinden sich nicht nur Münzen, sondern auch Rohsilberbarren, Ringe und andere Schmuckstücke.
Der Handel hat sich in der Hauptsache, wie auch der Verkehr, auf dem Wasserwege abgespielt. Doch wissen wir aus verschiedenen alten Berichten, daß ein Straßennetz bestanden hat. Sumpfniederungen überquerte man mit Hilfe von Knüppeldämmen und Bohlenwegen."
„Onkel Heinrich, du hast uns doch vor deiner Reise mal auf einem Spaziergang erzählt, daß die Wenden viele Burgen in unserem Lande angelegt haben", unterbrach ihn Margarete.
„Ja, Kinder, diese Burgen sind bis heute eigentlich noch ein großes Rätsel für die Wissenschaft. Während man früher der Auffassung war, daß die Burgwälle, so nennen wir heute allgemein die Wendenburgen, Befestigungsbauten und Zufluchtsstätten waren, ist man heute der Ansicht, daß sie wohl in erster Linie Heiligtümer waren. Zu ihnen wird man allerdings in Notzeiten auch seine Zuflucht genommen haben. Man suchte also hinter den Wällen bei seinen Göttern Schutz.
Mir persönlich scheinen sie aber noch einem anderen Zweck gedient zu haben. Es ist ja noch heute, besonders in katholischen Gegenden unseres Vaterlandes, üblich, bei Kirchen, zu denen von weit und breit die Gläubigen an bestimmten Tagen im Jahre wallfahren, auch gleichzeitig Märkte abzuhalten. Höchstwahrscheinlich fanden bei diesen Burgwällen auch in regelmäßigen Abständen Märkte statt, zu denen dann die Händler aus der Nähe und aus fremden Ländern kamen, um der einheimischen Bevölkerung ihre Waren anzubieten und die Landeserzeugnisse aufzukaufen. Vielleicht waren diese Burgwälle überhaupt zunächst einmal Märkte, die dann erst später ein Heiligtum erhielten.
Aber darüber sind die Forschungen noch lange nicht abgeschlossen. Wenn ihr einmal größer seid und weiterhin ein großes Interesse an der Vergangenheit

eurer Heimat habt, dann könnt ihr der Wissenschaft einen großen Dienst erweisen, indem ihr in das Dunkel, das noch über den wendischen Burgwällen liegt, Licht hineinbringt."
„Weißt du, Onkel Heinrich, über die Stein- und Bronzezeit wissen wir ja eigentlich viel besser Bescheid als über die Wendenzeit. Woran liegt das denn?"
„Nun, die Frage ist jetzt eigentlich gar nicht mehr schwer zu beantworten. Vorhin sagte ich euch ja schon, daß man in Deutschland bestrebt ist, die Zeit der wendischen Besiedlung möglichst stillschweigend zu übergehen. Den wenigen Wissenschaftlern, die sich im besonderen mit der Wendenzeit beschäftigen, wird nicht die Möglichkeit gegeben, ihre Forschungsergebnisse der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Denn bei uns gilt doch nur das als wissenswert, was Deutschland betrifft und was für Deutschland von Vorteil ist. Und diese Zeit ist für die ‚deutschen Interessen' nicht vorteilhaft. Deswegen hören wir so wenig über diese Zeit, und was wir darüber lesen, ist deshalb nur mit größter Vorsicht aufzunehmen."

(Wenn Onkel Heinrich solch bittere Worte sprach, so dürfen wir nicht vergessen, daß er damals, vor rund fünfundzwanzig Jahren, recht hatte. Und mit Deutschland meinte er die Schichten, die damals die Macht hatten: die Besitzer der großen Fabriken, die Großgrundbesitzer, die Offiziere und Staatsbeamten. Heute haben die Menschen in unserer Deutschen Demokratischen Republik längst erkannt, daß wir mit unseren Nachbarvölkern im Osten gute Freundschaft halten müssen und vieles von ihnen lernen können.)

„Hat man nicht aber doch einmal irgendwo einen wendischen Burgwall genau untersucht?" Mit diesem Einwurf lenkte Eugen das Gespräch wieder auf das alte Gleis zurück. Er wollte gern noch mehr über die wendischen Burgwälle wissen.
„Bei Potsdam hat man schon vor einiger Zeit die sogenannte ‚Römerschanze' genauer untersucht. Die Ausgrabungen ergaben ein ziemlich vollständiges Bild eines solchen Burgwalles. Er liegt mitten in Wasser und Sumpf und ragt ungefähr zwanzig Meter über den Spiegel des Lehnitzsees empor. Ein dreieinhalb Meter starker und sechs Meter hoher Erdwall wurde an der Vorder- und Rückseite durch Bohlenwände gestützt, die miteinander wieder durch Riegelhölzer verbunden waren. Drei stark befestigte Hallentore, von denen man noch Bohlenreste gefunden hat, führten in das Innere des Burgwalles. Außerdem schützten noch zwei Gräben die Landseite des Walles.
Nach den Untersuchungen soll dieser Wall längere Zeit bewohnt gewesen sein. Man hat die Grundrisse einiger Häuser sowie Herd-, Abfall- und Kellergruben, die slawische Scherben und Werkzeuge enthielten, gefunden.



Als dann im dreizehnten Jahrhundert die Deutschen das Land besiedelten, sind diese Burgwälle ihrer Eroberungspolitik zum Opfer gefallen. Der deutsche Haß und das Feuer vernichteten die Wälle, Wohnstätten und Heiligtümer. Manchmal allerdings errichteten die deutschen Ritter innerhalb der Wälle ihre Burgen, von denen aus sie das Land aussaugten und die Reste der wendischen Bevölkerung in menschenunwürdiger Weise knechteten. Ab und zu wurden auch christliche Kirchen in solchen alten wendischen Burgwällen gebaut."

Der Alte erhob sich von seinem Sitz, ging zum Fenster und ließ wieder die warme Sommerluft ins Zimmer streichen.

Auf der Treppe hörte man jemanden heraufkommen. Bald klopfte es. Es war die kleine Thea, die Tochter des Postangestellten. Sie grüßte freundlich und übergab Onkel Heinrich einen Zettel.

Herr Müller hatte seinen Besuch absagen und um einige Tage verschieben

müssen. Er war in Plagow, wo man beim Ausschachten eines Hauses auf ein vorgeschichtliches Grab gestoßen war.
Die Kinder waren sehr enttäuscht, hätten sie doch gern noch mehr erfahren. Auch Onkel Heinrich konnte man deutlich ansehen, daß es für ihn keine freudige Nachricht war.
Sorgfältig legten sie ihre Scherbenfunde wieder in die Schachteln zurück. Hildegard bat ihn, er möge doch die Funde bei sich behalten und Herrn Müller zeigen, wenn er in den nächsten Tagen käme. Die Geschwister stimmten ihr zu, und etwas enttäuscht verabschiedeten sie sich von Onkel Heinrich. Vom Fenster aus beobachtete er sie noch eine Weile. Bald war ihre Traurigkeit im Spiel mit ihren Schulkameraden wie ein Aprilschauer vergangen. Noch lange hörte er das helle Lachen der Kinder unten auf der Straße beim Murmelspiel.

INHALTSVERZEICHNIS

Hört schön zu 3

Der große Winter 5

Feuer, Steine, Bronze 12

Die Scherbe vom Turmberg 25

Als Vorlagen zu verschiedenen Zeichnungen wurden benutzt: „Lehrbuch für den Geschichtsunterricht", 5. Schuljahr, Volk & Wissen Verlag, Berlin/Leipzig 1951, „Alteuropa" von Carl Schuchardt, „Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte", Bd. 33, herausgegeben von Martin Jahn, 1949, und „Technik und Wirtschaft des europäischen Urmenschen", herausgegeben von Prof. Heinrich Cunow, 1927.

UNSERE WELT

GRUPPE 1

- Märchen und Geschichten
- Fahrten und Abenteuer
- Menschen und Tiere
- Singen und Musizieren
- Aus fernen Ländern
- Dichtung und Wahrheit
- Unsere Schule
- Bilder und Bauten
- Wir diskutieren
- Für die gerechte Sache
- Zeitgenossen erzählen
- Der Vorhang geht auf
- Spiel und Sport
- Unsere Heimat

GRUPPE 2

- Mathematik
- Physik und Geophysik
- Chemie
- Biologie
- Geographie und Geologie
- Astronomie und Astrophysik
- Aus der Geschichte der Naturwissenschaften

GRUPPE 3

- Wie wir uns nähren und kleiden
- In Werkstatt und Betrieb
- Mit Werkzeug und Maschine
- Wir bauen Häuser, Dörfer, Städte
- Auf Wegen, Straßen, Brücken
- Wie der Mensch die Erde verändert
- Aus der Geschichte der Arbeit und Technik